

IN DER KRITIK Maria Taylor

VON LARS FISCHER

Konzerte mit Maria Taylor sind eine familiäre Angelegenheit. Nicht nur, dass sie von ihrer Heimat in Alabama und ihren Kindern singt oder einen Song ihres Ehemanns Ryan Dwyer spielt, sie hat mit Bassist Macey Taylor ihren Bruder und mit Schlagzeuger Louis Schefano ihren langjährigen musikalischen wie privaten Ex-Partner gleich mit in ihrer Band. Schefano eröffnet dann auch den Liederabend im unverdientermaßen recht spärlich besuchten Tower mit sieben Songs aus seinem Solo-Werk. Dafür wechselt er zur akustischen Gitarre, und ihn begleitet dabei wiederum Dwyer an der E-Gitarre, der auch später seiner Gattin für einen Song zur Seite steht. Schefanos Lieder sind reichlich nichtssagend; die Zeit, die er im Rampenlicht steht, hätte man ihn lieber hinterm Schlagzeug gesehen und so einige Lieder mehr von Maria Taylor begleiten hören.

Die zierliche Sängerin und Multiinstrumentalistin, die sich live auf eine E-Gitarre beschränkt, hat sich in zahlreichen Bands und auf sieben Soloalben einen herausragenden Ruf erspielt, gilt aber hierzulande wohl immer noch eher als Geheimtipp. Ihre Songs sind intensiv und sehr persönlich, aber bei aller Sensibilität nicht zerbrechlich. Die 40-jährige zweifache Mutter wirkt jugendlich und abgeklärt zugleich, sie ist eine brillante Songschreiberin und findet unspektakuläre, aber sehr treffende Arrangements für ihre Stücke, die von Country und Folk geprägt, aber nicht dominiert sind. Diese unterscheiden sich live erheblich von den Studioproduktionen, schon allein durch den Wegfall sämtlicher Keyboards. Mal spielt Taylor solo wie beim autobiografischen „Pretty scars“, dem mit Abstand stärksten Song in einem Programm voller berührender Momente, dann lässt sie ihre auf drei E-Gitarren angewachsene Band zu dynamischen Jams in der Tradition von Crazy Horse von der Kette, wie in „Hapstance“.

Man kann darüber diskutieren, ob 14 Songs in einer guten Stunde nicht ein etwas arg knappes Programm darstellen. Unstrittig aber ist, dass Maria Taylor damit alles sagen kann, was zu sagen ist. Wer so zielsicher wie sie auf den Punkt kommt, muss das Heil eben nicht in der Länge suchen.

IN DER KRITIK

Eva-Klesse-Quartett

VON CHRISTIAN EMIGHOLZ

In gewisser Weise war der Auftritt des Eva-Klesse-Quartetts im Sendesaal ein Vorbote der in gut zwei Monaten stattfindenden Messe Jazzhead!, denn dann werden die junge Schlagzeugerin und ihre Begleiter erneut zu erleben sein, allerdings nur in einem Kurzauftritt. Die Besucher des Sendesaals bekamen in einem kompletten Konzert nun aber ein ebenso umfangreiches wie facettenreiches Bild von der enormen Spielstärke des Quartetts. Das speist sich aus der bestechend exakten Verzahnung der vier Musiker in den Gruppenklang, aber auch aus den verschiedenen Temperamenten, die die Band in ihren Stücken vorführt.

Eva Klesse, die den Großteil der Kompositionen beisteuert, liebt harsche Gegensätze, die von Laut-Leise-Kontrasten, Tempoverschärfungen sowie wilden und gebändigten Passagen leben. Das wurde schon bei „Klabautermann“ deutlich, das rascheln, rauschend und knarzend wie auf einem alten Windjammer begann, sich dann vom Lyrischen bis zur Ekstase steigerte. Anders dagegen die Stücke des Pianisten Philip Frischkorn, die deutlich von klassischen Strukturen (in einer Bandbreite von Bach bis Debussy) inspiriert sind, diese aber gekonnt durch kantig gegenläufige Motive in Jazz überführen. In „Descend and resurface“ setzt Altsaxophonist Evgeny Ring schöne Linien gegen die lyrische Melodik Frischkorns, bei „Ein verlorener Romantiker“ sorgt Robert Lucaciu mit seinem fünfsaitigen Kontrabass mit sehr tiefen und warmen Klängen für eben diesen Gegenpol.

Eva Klesses Stücke hinterfragen oft augenzwinkernd die Formensprache des Jazz. Ihre „Ballade auf zwei Beinen“ (den Titel hat sie einem Jan-Delay-Song entnommen, wie sie erklärt) kommt in extremer Zeitlupe daher, während „Gravity“ schwerlastend beginnt, aber die Schwerkraft schließlich in einem Saxofonschrei explodieren lässt, und „Eulogie“, das wohl mit Eulen zu tun hat, steckt voller Elegie, nimmt aber auch wilde Formen an. Den stürmischen Beifall besänftigte das Quartett mit „Leise wie er“ und schlich so quasi aus dem Saal. Ein zutiefst inspiriertes und inspirierendes Konzert!

REDAKTION KULTUR
Telefon 0421/36713850
Fax 0421/36711014
Mail: kultur@weser-kurier.de

Wie sich alte Kulturimmobilien retten lassen

Expertentagung in Loccum: Instandhaltung von Theatern und Museen über Jahrzehnte vernachlässigt



Ein positives Beispiel, wie es auch geht: Beim Umbau des Folkwang-Museums in Essen wurden Kosten- und Zeitplan eingehalten. Es wurde auch kein spektakuläres Gebäude geschaffen, das mit der Umgebung nichts zu tun hat. FOTO: DPA

VON JOACHIM GÖRES

Loccum. In Augsburg wurde im vergangenen Jahr das Große Theater mit seinen 900 Plätzen von heute auf morgen geschlossen, weil sich bei Voruntersuchungen für eine geplante Sanierung herausstellte, dass eklatant gegen Brandschutzbestimmungen verstoßen wurde. Zur sofortigen Schließung von Schauspielhäusern oder Museen könne es künftig häufiger kommen, denn es gebe einen akuten Sanierungsstau von mehreren Milliarden Euro, so Experten auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Loccum am Wochenende zum Thema Kulturimmobilien. „In den letzten Jahrzehnten haben viele Kommunen kaum Geld für die Instandsetzung ihrer oft alten Kulturgebäude ausgegeben. Das rächt sich jetzt“, sagt Thomas Weitzel, Kulturreferent in Augsburg.

Dort muss man sich bis voraussichtlich 2023 mit einer provisorischen Spielstätte behelfen. Bis dahin sollen 186 Millionen Euro für Sanierung und teilweisen Neubau für Oper und Theater ausgegeben werden. Den größten Teil davon übernimmt das Land Bayern. „In NRW werden Kommunen mit solchen Aufgaben alleine gelassen. Für überregional bedeutende Kulturstätten muss es eine Bundes- oder Landesförderung geben“, fordert Simone Raskob, Baudezernentin in Essen. 2010 war Essen europäische Kulturhauptstadt, vorher hat die Stadt fünf

Museen unter anderem aus Brandschutzgründen umgebaut. Anders als bei der Elbphilharmonie oder anderen kulturellen Prestigeobjekten wurde dabei der Zeit- und Kostentplan beispielsweise beim Folkwang-Museum eingehalten. „Die Anfangsphase ist entscheidend. Man muss diskutieren, was nötig ist und das noch mal von einem unabhängigen Experten überprüfen lassen. Wir haben einige Wünsche gestrichen, ohne dass dadurch das Ergebnis schlechter geworden ist“, sagt Raskob.

Sie betont, dass die Baukosten im Lebenszyklus eines Kulturgebäudes rund 20 Pro-

„Die alten Theaterkisten gammeln vor sich hin.“

Jörg Friedrich, Hamburger Architekt

zent der Ausgaben ausmachen – der Großteil entfällt auf den Betrieb und die Instandhaltung. „Diese Kosten muss man schon bei der Planung mitdenken, sonst fressen sie einen auf. Wir haben durch die Sanierung jetzt eine bessere Dämmung in Kombination mit einer modernen Lüftungsanlage, sparen Geld für Sicherheitspersonal durch

digitale Überwachung und zahlen weniger für Versicherungspolice, weil die Bilder jetzt im Museum und nicht wie vorher auf der Straße ausgedruckt werden“, sagt Raskob. Essen gibt jährlich für den Betrieb und die Unterhaltung seiner Kulturgebäude 20 Millionen Euro aus, für das künstlerische Programm stehen 44 Millionen Euro bereit.

In Loccum wurde über die Frage debattiert, ob die Funktion oder die Ästhetik bei Kulturimmobilien wichtiger sei – für Raskob ist das kein Gegensatz: „Wir wollten uns ins Stadtviertel integrieren und keinen Bilbao-Effekt durch ein spektakuläres Gebäude schaffen, das mit der Umgebung nichts zu tun hat. Beim neuen Anbau des Museums Folkwang haben wir uns durch große Glasfronten zum Viertel hin geöffnet. So fällt im Gegensatz zum Vorgängerbau viel mehr Tageslicht ins Museum.“

Braucht es heute überhaupt noch Theater und Museen als architektonisch hervorsteckende Einzelgebäude? Das Centre Pompidou in Paris gilt als Gegenbeispiel – Kinos, Ausstellungs- und Veranstaltungsräume sind hier unter einem Dach untergebracht. Im Dortmunder U, einem siebenstöckigen ehemaligen Brauereihochhaus, befindet sich nach dem Umbau für 88 Millionen Euro seit 2010 das Museum Ostwall zusammen mit einer Filmwerkstatt, einem Medienkunstverein, einer Mediathek, Hochschulräumen und einem Restaurant mit Dachterrasse. So

sollten durch die räumliche Nähe neue Besucher in ein Kunstmuseum gelockt werden. Eine Rechnung, die nicht aufgegangen ist. „Das Dortmunder U ist inzwischen eines der markantesten Gebäude in der Stadt mit sehr vielen Gästen, doch in das Museum gehen immer weniger Menschen. In einem Haus mit ständig wechselnden Angeboten haben es vor allem Dauerausstellungen schwer“, sagt Kurt Eichler, Geschäftsführer der Kulturbetriebe Dortmund, und fügt hinzu: „Die anderen städtischen Museen, die alle einen Einzelstandort haben, haben noch mehr Publikum verloren.“

Der Hamburger Architekt Jörg Friedrich hat unter anderem in Würzburg, Gütersloh und Dresden den Um- und Neubau von Theatern geplant. Er kritisiert überzogene Wünsche der Verantwortlichen, Desinteresse von Theaterleitern an konkreten Planungsfragen und mangelnde Kontinuität – jeder Intendant habe ganz andere räumliche Vorstellungen. Sein Fazit in Zeiten niedriger Zinsen: „Die alten Theaterkisten gammeln vor sich hin. Jeder Spieltag, an dem nicht gebaut wird, ist ein verllorener Tag für die Zukunft und kostet nur unnötig öffentliches Geld!“

Bei den Millionensummen, um die es geht, befürchten allerdings nicht wenige Kulturinteressierte, dass die Bauinvestitionen auf Kosten des Theater- und Museumsangebots eingespart werden.

Metallsammeln für den Führer

Historiker setzt sich für den Erhalt von Hobbyfilmen aus der Zeit des Nationalsozialismus ein

VON JOACHIM GÖRES

Celle. „Wir haben in unserem Museum noch ein paar alte Filmrollen. Keiner weiß, was drauf ist, denn wir können sie nicht abspielen.“ So bringt Hilke Langhammer vom Bomann-Museum Celle das Dilemma vieler Archive und Museen auf den Punkt. Der Filmhistoriker Dirk Alt ist überzeugt, dass sich an vielen Orten noch wahre Schätze verbergen – privat hergestellte Filme seit den 30er-Jahren, die neben belanglosen Familienszenen auch Einblick in den NS-Alltag bieten. Einen kleinen Ausschnitt der von ihm gesichteten Filmdokumente aus dieser Zeit aus Niedersachsen präsentierte er jetzt im Bomann-Museum.

Dazu zählen die einzigen heute bekannten Farbaufnahmen der unzerstörten Altstadt von Hannover, die ein Privatfilmer als Kulisse für Aufnahmen seiner in Sonntagskleidung durch die Stadt spazierenden Frau nutzte. Sie stammen aus dem Jahr 1940 und vermitteln den Eindruck eines unbeschwerteren Lebens – nur ein paar Hakenkreuzfahnen erinnern an den Zeitpunkt der Aufnahme. „Überwiegend gibt es in den Privatfilmen krabbelnde Kinder zu sehen. Man hält besondere Ereignisse für die Nachwelt fest und zeigt sich von seiner besten Seite – das ist ja heute nicht anders“, sagt Alt.

Doch nicht nur Familienstreifen hat er entdeckt. So hat ein Hobbyfilmer 1940 in Laatzen bei Hannover gefilmt, wie die örtliche NSDAP zum Geburtstag von Adolf Hitler Metall für die Rüstungsindustrie sammelt – eine Aktion, wie sie damals überall im Deutschen Reich lief. Männer, meist in Uniform, werden beim Aufladen des Sammelgutes auf einen Pferdewagen und dann beim Umladen am Bahnhof Rethen auf einen Waggon gezeigt. Häufig richtet sich dabei die Kamera auf einen am Rand stehenden belebten Uniformierten mit Hakenkreuzabzeichen – der NSDAP-Ortsgruppenleiter, der sich gönnerhaft gibt und dabei die Arbeiten im Blick behält, ohne selber mit anzufassen.

„Diese privaten Filme sind auch so wertvoll, weil sie keiner Zensur unterlagen. Nur Filme, die öffentlich vorgeführt wurden, wur-

den kontrolliert“, sagt Alt. Er unterscheidet die Hobby- von den Amateurfilmern. Letztere waren im Bund deutscher Filmamateure zusammengeschlossen und wurden staatlich gefördert. Besonders aktiv war diese Vereinigung in Braunschweig, wo sie 1940 einen inszenierten Kurzstreifen über eine Frau drehte, die für ihren in den Krieg ziehenden Mann als Straßenbahnschaffnerin arbeitet. Vier Uhr morgens aufstehen, sich von den beiden Kindern liebevoll verabschieden, freundlich den Fahrgästen ein Ticket verkaufen – so wird die junge Frau dargestellt. Ein Film über Nachbarschaftshilfe und Zusammenhalt, gedacht als Reklame für Frauenarbeit in Zeiten, in denen Männer als Soldaten eingezogen werden.

Privatfilme von der Front

Spuren des Kriegs fehlen völlig – der Mann kehrt gut gelaunt und kerngesund von der Front auf Heimaturlaub nach Braunschweig zurück. Ein idealisiertes Bild – mit Nostalgieeffekt für diejenigen, die bei den Aufnahmen das historische Braunschweig aus der Vorkriegszeit wiederentdecken.

Alt kennt auch andere Privatfilme, von der Front. Häufig wollen Soldaten dabei ihre Kameraden im Bild festhalten – und zeigen nicht selten gleichzeitig die notleidende Bevölkerung im Hintergrund. „Aufnahmen von Erschießungen waren ab Herbst 1941 verboten“, so Alt. Das in Celle präsentierte Filmmaterial stammt von Karl Höffkes, der in Geseher in Nordrhein-Westfalen nach eigenen

Angaben das weltgrößte Archiv mit Privatfilmen aus der Zeit zwischen 1940 und 1945 besitzt, darunter seltene Farbaufnahmen aus Oldenburg und Hannover sowie gut erhaltenes Schwarz-Weiß-Material aus Osnabrück, Hildesheim und Braunschweig. Für Höffkes sind seine Filme auch „ein Zeugnis für das, was Menschen ihren Mitmenschen antun können, für Leid und Krieg, Verbrechen und Schuld.“

Alt setzt darauf, dass der Wert historischer Filmaufnahmen erkannt wird, die meistens Unikate sind. „In Siegen hat ein Entrümpler das Kreisarchiv kontaktiert, nachdem er einen Keller voll mit Filmrollen entsorgen sollte. Nur durch sein Engagement wurde einmaliges Bildmaterial gerettet.“ Wer ähnliche Funde macht, kann sich mit Alt in Verbindung setzen. Ansonsten bedroht vor allem die unsachgemäße Lagerung den Erhalt alter Filmrollen. „In Niedersachsen gibt es an der Hochschule Hannover ein geeignetes Lager, und das ist voll. Es braucht mehr Filmlagerräume“, sagt Alt. Zudem warnt er davor, alte Filme zu digitalisieren und dann zu vernichten. „Das ist die größte Sünde, denn die Lebenserwartung des Digitalfilms ist viel niedriger als des Originalfilms. Und die Kosten sind viel höher. Zudem können digitale Fassungen manipuliert werden – das kann man nur erkennen, wenn das Original noch vorhanden ist.“

Mailkontakt: dirkalt@gmx.de; weitere Infos unter: www.filmdokumente-retten.org.



Auch der Aufmarsch des Bundes Deutscher Mädel in Laatzen ist in einem der Filme zu sehen. FOTO: DPA

Gewaltiger Sound, mäßige Stimme

Schweighöfer gibt Konzertdebüt



Konzertpremiere: Matthias Schweighöfer auf der Bühne im Berliner Tempodrom. FOTO: DPA

VON THERESA MÜNCH

Berlin. Am Ende schreit Matthias Schweighöfer hinter der Bühne ein erleichtertes „Wir haben's geschafft“ ins Mikro. Puh. Aufgeregt war er, der Schauspieler, Regisseur, Produzent, Synchronsprecher – und jetzt auch noch Sänger. Kein Wunder, war es doch sein erstes Konzert.

Vor 2500 Fans wird Schweighöfer von seinen Musikerfreunden wie Nisse und Jasmin Shakeri durch den Abend getragen – und einem hervorragenden Filmorchester Babelsberg. Das gibt dem eigentlich eher leisen, oft melancholischen und etwas zu glatten Deutschpop-Album „Lachen Weinen Tanzen“ einen mächtigen Klang – der auch kleine stimmliche Schwächen des Sängers vergessen macht. Viele Songs haben der 35-Jährige und seine Musiker für die Bühne völlig neu arrangiert; rockiger, mit mehr Schlagzeug, gewaltigen Streichern und Bläsern. Doch bis es die Zuschauer von den Sitzen reißt, dauert es. Da muss erst Philipp Poisel kommen, der mit seinem neuen Album gerade selbst lauter, impulsiver geworden ist. Gemeinsam spielen sie am Klavier „Eiserner Steg“. Damit haben sie sich schon vor fünf Jahren alle gekriegt. Jetzt wieder.

Doch auch Schweighöfer hat allein ein paar wirkliche Highlights. „Rest der Welt“ klingt gewaltig, „Unzertrennlich“ – sein Lieblingslied – rührt. Er glaube an Märchen und Träume, die mit viel Kraft, Mut und Liebe wahr würden, sagt er am Ende. Träume wie diesen Abend. Mut bewiesen hat er.